

Oliver König

Buchbesprechung

Günter Burkart, Lebensphasen - Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?
Opladen: Leske und Budrich 1997, 325 Seiten, ISBN 3-8100-1547-4, Preis DM 38,00.

Erschienen in: in: Familiendynamik, 1998, H. 2, S. 216-218

„If You can't be with the one You love, love the one Your with“ (Crosby, Stills, Nash & Young) so lautete noch die unschuldige Empfehlung in den 70er Jahren. Heute, fünfundzwanzig Jahre später und ebenso viele Jahre älter geworden, haben auch die Soziologen die Liebe entdeckt, und da kann man sicher sein, dass sie (die Liebe) inzwischen zum Problem geworden ist. Und problematischer wird sie nicht, weil ihre Bedeutung ab-, sondern weil sie zunimmt als mögliches Sinnreservoir im Lebensverlauf. Glücklicherweise erliegt Burkart nicht der Verführung, hieraus eine Zeitdiagnose mit eindeutigen Trends zu formulieren. Davor bewahrt ihn seine vielschichtige Herangehensweise: Erstens eine auch für den Nichtsoziologen gut verständliche methodologisch-theoretische Diskussion, die ohne Fachjargon auch komplexe Zusammenhänge deutlich macht, dabei am Gegenstand angekoppelt bleibt und deren wissenschaftsinterne Abgrenzung (gegenüber Individualisierungsthesen und Rational-Choice-Theorien) sich nicht verselbständigt; zweitens eine lebenslaufsoziologische Perspektive, die aufgrund ihrer Prozesshaftigkeit an der Realität von Personen angeschlossen bleibt, anstatt ausschließlich soziologische Idealtypen zu konstruieren (so bedient er sich an einigen Stellen sogar der Einzelfalldarstellung, die sonst eher in der therapeutischen Literatur beheimatet ist); drittens eine sozialstrukturell-milieutheoretische Perspektive, die sich vor allem gegen die gängigen Individualisierungsthesen richtet, „die einen partikularen Trend zu einem universalen Trend hochschreiben“ (288). Einzelne Kapitel basieren auf publizierten wie unpublizierten Aufsätzen Burkarts, und wurden für das Buch nochmals gründlich „unter dem Gesichtspunkt der theoretischen Integration“ (10) überarbeitet. Würde man Burkart einer theoretischen Richtung zuordnen, so ließe er sich am ehesten als ein empirisch orientierter Differenzierungstheoretiker bezeichnen.

Die Arbeit macht auf eine Lücke in der soziologischen Literatur aufmerksam, da das Paar hier fast ausschließlich in seiner institutionalisierten Form als Ehe und neuerdings als nichteheliche Lebensgemeinschaft thematisiert wird, aber nicht als gleichsam „empirisch-materielles“ Substrat der Institution“ (7). Während sich in Frankreich und im englischen Sprachraum hierfür inzwischen der Begriff „cohabitation“ eingebürgert hat, wird dies für den deutschen Sprachraum sichtbar am Fehlen eines eigenständigen Begriffes für die neuen Paarformen, der sich nicht an alltagssprachliche Konzepte und den mit ihnen verbundenen Wertigkeiten anlehnt, z.B. „nichteheliche Lebensgemeinschaft“, Partnerschaftlichkeit“, usw. Dabei ist die Paarbildung, neben aller historischen und kulturellen Variabilität, von ähnlich universaler Erscheinung wie die Familie. Als eigenständiges System sichtbar wird es aber erst, nachdem der Abkoppelung der Familie von Verwandtschaft nun die Abkoppelung des Paares von der Familie folgt, bzw. (in Anlehnung an die Luhmannschen Sprachregeln) sich das bislang als Einheit behandelte Intimsystem auszudifferenzieren beginnt.

In einem ersten historisch angelegten Kapitel gibt Burkart einen Überblick über die Entwicklung der Liebes- und Ehevorstellungen in der europäischen Geschichte bis hin zur Geburt der bürgerlichen Liebesheute aus der Romantik. Daran schließt sich eine gute und knappe Darstellung der Theoriegeschichte an über das Paar in der Familienforschung, aus der heraus seine eigenen Kategorien entwickelt werden. Auf der makrosoziologischen Ebene stehen in engem Zusammenhang Kultur im Sinne von Wertmustern z.B. in Bezug auf „Liebe“ und „Heterosexualität“ und Struktur im Sinne von normativen und institutionellen Regeln. Mikrosoziologisch orientiert sind die Ebene der Interaktion in der Paardynamik und die motivationale Entwicklung von Liebes- und Bindungsfähigkeit in der (familiären) Sozialisation, durch die zugleich die Traditionen der Herkunftsfamilie weitergereicht werden. Für alle diese vier Ebenen wird eine sozialstrukturell-milieutheoretische Differenzierung vorgenommen, aus der bald deutlich wird, dass sich in ländlichen Milieus und in Arbeiter- und

Angestelltenmilieus weiterhin eher traditionelle Vorstellungen vom Leben als Paar, von der Rolle der Geschlechter und der Familie finden, und die Rede von der Individualisierung vorrangig für das „akademische“ und „technische“ Milieu und das „Selbstverwirklichungsmilieu“ (z.B. PsychotherapeutInnen) gilt. In diesen bildungsorientierten Milieus werden zugleich die jeweils vorherrschenden Diskurse über „Geschlecht“ und „Familie“ produziert, während die latent-normative Orientierung auch in diesen Milieus noch sehr viel mehr an traditionellen Mustern angelehnt ist, als es dieser Diskurs vermuten lässt. Burkart behandelt die Behauptungen dieser Diskurse durchgehend mit einer angenehmen Skepsis, und lässt sich nicht auf den derzeit modischen Einheitsbrei von „Alles-ist-Kommunikation“ ein. Die verschiedenen analytischen Ebenen werden dann durch die Lebenslaufperspektive nochmals dynamisiert, so dass ein komplexes Bedingungsgefüge entsteht.

Eine gelungene Brücke zur Geschlechterforschung wird geschlagen, indem einerseits das Paar als konkreter Ausdruck des Geschlechterverhältnisses angesehen wird, andererseits danach gefragt wird, ob „es so etwas wie die Struktur des Paares gibt unabhängig von der Geschlechterdifferenz?“ (51). Damit ist das Problem von Hetero- und Homosexualität zumindest angesprochen, auch wenn sich Burkart im Weiteren auf die heterosexuelle Beziehung beschränkt. Eingeführt wird dadurch aber die fruchtbare Unterscheidung zwischen Partnerschafts- und Geschlechternormen und ihre gegenseitige Durchdringung und es wird die Tür geöffnet zur sexualwissenschaftlichen Diskussion, die sonst in der familiensoziologischen Diskussion eher ausgeblendet bleibt. Auf dem Hintergrund dieses Analyserahmens werden nun – quasi chronologisch – die mit dem Paar verbundenen Themen abgehandelt: Paarbildung und Partnerwahl; Lebens- und Wohnform; Heirat; Elternschaft und Kinderlosigkeit; Getrenntleben, Alleinleben, Mythos Single; Trennung und Scheidung. Hier werden die sonst auch in familiensoziologischen Veröffentlichungen ausgebreiteten demographischen Daten und die dazugehörigen Erklärungsmuster ausgebreitet und kompetent diskutiert.

Weniger Pflicht als Kür sind dann die vor die „Trennung“ gesetzten Kapitel zu „Geschlechternormen in Paarbeziehungen“ und „Treue und Sexualität“, in denen die Fragestellungen und Ergebnisse der Geschlechterforschung und der Sexualwissenschaft auf die konkrete Beziehungsrealität des Paares bezogen werden. Zum einen wird verdeutlicht, dass geschlechtliche und partnerschaftliche Vorbilder in der Sozialisation der Herkunftsfamilie in der Regel zusammenfallen. Hier könnte sich übrigens eine für beide Seiten fruchtbare Forschungskooperation zwischen Soziologie und (Familien)Therapie anschließen. Zum anderen hat das heterosexuelle Paar die paradoxe Folge, dass es auf dem System der Zweigeschlechtlichkeit basiert und dieses gleichsam stützt, über die Partnerschaftsnormen die Geschlechtertrennung aber in gewisser Weise auch aufhebt, indem der Geschlechterkampf durch Koalitionsbildung im Paar entschärft wird. Das Kapitel über „Treue und Sexualität“ verdeutlicht neben der milieuspezifischen Differenzierung, dass „der Anspruch auf Exklusivität ... auf der sexuellen Ebene zwar zurückgegangen (ist), doch der Anspruch auf umfassende Loyalität (Folge- und Hilfsbereitschaft) ... in den letzten zwanzig Jahren eher gestiegen“ (207) ist, was nochmals für die hohe Wertigkeit von Paarbeziehungen spricht. Zwar gibt es insgesamt eine gestiegene Toleranz gegenüber sexuellen Ausdrucksformen, hat ein Paar aber die unstabile Anfangsphase überwunden, wird nach wie vor Treue verlangt, im Unterschied zu früher allerdings weniger aus moralischen, sondern immer häufiger aus pragmatisch-rationalen Gründen, z.B. aufgrund von Vorstellungen über die „Kosten“ der Eifersucht. Es ergibt sich, zumindest in den von Selbstverwirklichungsnormen geprägten Milieus, das Muster einer seriellen Monogamie auf Zeit.

Im Kapitel über „lebenszeitliche Perspektiven“ werden sowohl Konzepte der soziologischen Biographieforschung als auch Entwicklungsmodelle von Paarbeziehungen diskutiert (und zwar Stendhal und Jürg Willi, was für ein Paar). Manche Paarkonflikte entstehen z.B. aus dem Problem der Synchronisierung von (Lebens)Zeit bei beiden Partnern. Kapitel über „Individualisierungsdiskurse“ und „die Zukunft des Paares und der Liebe“ schließen das Buch ab. Hier wird vor allem die sozialwissenschaftliche Diskussion nochmals aufgenommen und die diversen Zukunftsdiagnosen kritisiert, zu denen sich die SoziologInnen aufgefordert sehen, bzw. manchmal auch verführen lassen, wobei auffällig ist, „dass für viele Zeitdiagnostiker genau zu der Zeit, als sie ihre Beobachtungen machen, eine oft jahrhundertelange Entwicklung zu Ende zu gehen scheint“ (280). Zustimmend

aufgenommen wird nochmals die Luhmannsche These, „daß der ‘Zerfall’ der gegenwärtigen Familie nichts anderes ist als das Übergreifen des Prinzips funktionaler Differenzierung auf das bisher ‘diffuse’, undifferenzierte Familiensystem“ (286). Es bilden sich dann verschiedene „Privatheitstypen“ heraus: ein partnerschaftsorientierter, ein kindorientierter und ein individualistischer. „Die Prognose kann also lauten: Paarbeziehung und Eltern-Kind-Beziehung werden jeweils für sich gestärkt, gleichzeitig lockert sich aber ihr Zusammenhang und sie werden von anderen Elementen wie Zusammenleben, Rechtsform oder Dauerhaftigkeit abgekoppelt“ (281). Ein gelungenes, informatives und preiswertes Buch, an dem einzig auszusetzen ist, dass das karge Inhaltsverzeichnis nicht wenigstens durch ein Sachregister als „Serviceteil“ ergänzt wurde, was den Zugriff auf die Vielfalt der Informationen, z.B. die sozial- und rechtshistorischen Exkurse, erleichtern würde.